

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-463-40721-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Nicholas Searle

DER SPRENG-SATZ

THRILLER

Aus dem Englischen von Jan Schönherr

Kindler

Die Originalausgabe erscheint 2019 unter dem Titel
«A Fatal Game» bei Penguin Random House, UK.

1. Auflage Juli 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«A Fatal Game» Copyright © 2019 by Nicholas Searle

Redaktion Werner Irro

Satz Dante MT bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978 3 463 40721 0

Inhalt

Dezember

Mittwoch, 17:00

März 1

Montag

2

Adnan

Bilal

Abdullah

Rashid

3

Dezember

Mittwoch, 17:00

Abu Omar stieg hinten aus dem Lieferwagen, sah sich um, rückte die Baseballmütze zurecht und setzte seinen Weg fort. Die Überwachungsteams registrierten den gehetzten Blick und die angespannte Haltung. Jake eilte zurück zur Einsatzzentrale.

Der taubenblaue Rucksack voller Bücher auf Abu Omars Schultern war gut sichtbar, als er, mit einem Seitenblick auf die gepflegten Reihenhäuser, die von winterlichen Bäumen gesäumte Melwood Avenue entlangging, sich an geparkten Autos vorbeischlängelte und die Straße überquerte, während unsichtbare Kameras schwenkten, zoomten und ihn an die nächste Kamera weiterreichten. Die Überwacher empfanden seine Ruhe als gezwungen, und die Beschatter blieben auf Abstand. Sie nutzten die akribisch einstudierten Schleichwege, hielten sich bereit, falls Abu Omar von der Route abwich. Auch seine Komplizen waren in der Nähe, um sicherzugehen, dass man ihm nicht folgte. Jeder hatte sein eigenes verdecktes Gefolge, das miteinander flüsterte, aufmerksam den Stimmen aus versteckten Ohrhörern lauschte, vermied, dass man sich gegenseitig ins Gehege kam.

Jake beobachtete ihn auf dem Bildschirm, seinen Jungen. Er nahm sich die Sache stärker zu Herzen als sonst. Abu Omar verschwand von einem Bildschirm und tauchte auf dem nächsten auf. Als er in den Park gegenüber dem Bahnhof einbog, konnte Jake sein Gesicht erkennen: gleichgültig, gläserner Blick, wie immer. Träge kaute er auf einem Kaugummi herum. Ein Analyst rief: «Nachricht!», und praktisch im selben Augenblick zog Abu Omar sein Handy aus der Tasche. Der Umstand, dass Abu Omar eigentlich gar kein Handy bei sich haben sollte, tauchte irgendwo am Rand von Jakes Bewusstsein auf, verharrte dort jedoch. Abu Omar blieb stehen, um die Nachricht zu lesen, und alles stand gemeinsam mit ihm still. «Kam über die App», vermel-

dete der Analyst, was hieß, dass man die Nachricht nicht entschlüsseln konnte. Es folgte eine hastige Besprechung zwischen Jake, George und dem Einsatzleiter.

«Ideen?»

«Null. Müsste er eigentlich melden.»

Doch das tat Abu Omar nicht. Er blieb noch einen Moment stehen - 13,2 Sekunden lang, wie später gestoppt wurde - und ging weiter, ein Lächeln um die Lippen.

«Abblasen?», fragte George.

«Noch nicht», sagte der Einsatzleiter. «Alles unter Kontrolle.»

«Schluss machen», murmelte Jake, wurde aber ignoriert.

Da verschwand Abu Omar vom Bildschirm. Die Kamera zog so schnell das Bild auf, dass Jake ganz flau wurde. Vielleicht auch eine böse Vorahnung, im Nachhinein betrachtet? Nein, unmöglich, denn in diesem Augenblick schluckte er einfach die Galle wieder runter, die ihm hochgekommen war. Vielleicht ein Vorgefühl von Tod. Höchstens. Hinterher war man immer klüger.

Die Totale zeigte, wie Abu Omar die Herrentoilette betrat. Der Überwachungskoordinator brüllte: «Ihm nach! Sofort!», und auf den anderen Bildschirmen eilten Männer auf die Tür zu. Der Kommandant der bewaffneten Einsatzkräfte schickte seine Leute vor, Waffen im Anschlag. Der Hubschrauber wurde herbeigerufen.

Auf einem anderen Bildschirm erschienen wackelige Bilder von der Körperkamera des Chefbeschatters. Bill war sein Name gewesen, wie Jake sich später erinnerte. Er rannte zur Toilettentür, bremste ab und trat gemächlich ein. Seit dem Befehl konnten keine zehn Sekunden vergangen sein. Schnell stellte sich die Kamera auf den dunklen Raum ein, und der Autofokus richtete sich auf Abu Omars Rücken vor einem Pissoir. Man hörte den Strahl in der Schüssel, der blaue Rucksack war deutlich zu sehen. Als

der Beschatter sich drei Pissoirs weiter hinstellte, zog Abu Omar gerade den Reißverschluss seiner Jeans zu und verschwand aus dem Bild. «Er wäscht sich die Hände», flüsterte Bill, und man hörte erst den Wasserhahn und kurz darauf den Handtrockner. Wieder ein schwindelerregender Schwenk, dann steuerte auch das Kamerabild den Ausgang an.

Abu Omar ging lässig weiter, und die Überwachung wurde wieder aufgenommen. Die anderen vier hatten sich noch nicht gezeigt, waren aber unter Kontrolle, sie näherten sich dem Bahnhof aus unterschiedlichen Richtungen. Aus der Ferne nahmen die Kameras den Handlungsfaden wieder auf, ganz nach Drehbuch, wie geprobt, und im Einsatzraum kehrte etwas Ruhe ein. Er war noch dreißig Sekunden vom Bahnhof entfernt. Rushhour. Fünfundzwanzig Sekunden. Der 16:58-Zug aus London war eben eingefahren, die Angekommenen kämpften sich durch die Flut der Pendler, die zu den Zügen in die kleinen, wohlhabenden Schlafstädte strömten, das Zuhause vieler Angestellter der Finanzfirmen in den Hochhäusern mit den glänzenden Glasfassaden, hinter denen ein Großteil des Reichtums der Stadt geschaffen wurde. Mit ihrer teuren Kleidung mussten sie sehr fremd wirken auf Abu Omar und die anderen Jungs, die sich in den finsternen, verfallenden, vernachlässigten Vierteln im Osten der Stadt über Wasser hielten. Zehn Sekunden.

Wie aus einer nachträglichen Eingebung heraus rief der Koordinator: «Jemand soll sofort das Klo checken. Abriegeln, pronto!» Zwei Beamte wurden zu diesem Nebenschauplatz abkommandiert. Sie würden überleben. Abu Omar hatte inzwischen die Bahnhofshalle betreten. Die Kameras folgten ihm, als er in seinen teuren neuen Turnschuhen den Ticketschalter ansteuerte – seine Komplizen kamen durch andere Eingänge herein. Bewaffnete Polizisten sahen von oben zu und drängten aus requirierten Büros hinaus in den Bahnhof, die Hände an den Waffen, verborgen unter

Mänteln und in Taschen. Vorsorglich, für den schlimmsten aller Fälle.

Dann glaubte Jake, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich waren: Alles lief nach Plan. Das mit der Toilette war bloß die übliche Schrecksekunde kurz vor Schluss gewesen. Abu Omar hatte einfach nur mal pinkeln müssen. Jake durchquerte die Einsatzzentrale, in Gedanken schon ein paar Stunden weiter: bei der Nachbesprechung, der neuerlichen Bestätigung eines optimistischen Blicks in die Zukunft, dem leisen Gelächter beim Pizzaessen. Er gönnte sich eine Millisekunde für ein Lächeln und die Anerkennung, dass der gute alte Bill ganze Arbeit geleistet hatte. In diesem Augenblick geschah es.

März

1

Montag

«Und wie haben Sie sich da gefühlt, in diesem Moment und danach?»

Dieser Moment. Der, in dem alles still wurde. All die Leute, die bis dahin hektisch beschäftigt waren, laut in Telefone, Mikrophone, Walkie-Talkies, Ohren sprachen, ihre Arbeit machten, Transaktionen hier, da, überall, blitzschnell wie auf dem hektischsten Börsenparkett, Team in Position vier-vier-neun, bereithalten, Hubschrauber startklar, Kamera schwenken, wegzoomen, zackzack, hastige Schritte von hier nach da und dann woandershin, in Stellung gehen, all dieser Trubel. Die Stimmen aus der Zentrale klar und beruhigend, die von draußen durch die Technik gedämpft zu dünnem Näseln, das gut zum gewohnten Grundton beherrschter, betriebsmäßiger Panik passte. Rauschen im Äther. All der aufgesetzte Ernst, der aus TV-Shows abgekupferte Einsatzzentralen-Quatsch, der ihm – im Gegensatz zu vielen anderen – noch nie gefallen hatte. All das war verstummt. Die Schwingungen im Boden und der ferne Donnerschlag vermittelten die wesentliche Nachricht. Auf den Bildschirmen sah er, was er bereits wusste.

Dieser Moment, in dem ihm klar wurde, dass sein Leben vorbei war. So gut wie, zumindest. Vor allem aber waren *ihre* Leben vorbei, ganz wörtlich und endgültig. Dreiundsechzig Leben. Die Zahl kannte er damals noch nicht; es dauerte einige Tage, bis sie feststand, bis sie diejenigen einschloss, die nicht mehr aus dem Krankenhaus kamen, bis all die Vermissten identifiziert, all die Körperteile gezählt und aufgerechnet waren. Aber dass es schlimm war, das wusste er. Menschen. Nicht Zahlen. Zahlen zählten nicht; sie *er-zähl-ten* nicht die Wirklichkeit. Wirkliche Leben. Die zählten.

Sie alle waren jetzt bloß noch Tote oder Verletzte, deren «Storys» die Medien nach Belieben fleddern konnten. Erschütternde «persönliche Geschichten», illustriert mit Ver-

wandten abgeschwatzten oder auf Facebook gefundenen Urlaubsfotos, Artikel, die diesen Menschen alles Persönliche wegnahmen und sie als öffentliches Eigentum beanspruchten, vor allem aber als das von Presse, Fernsehen und Social Media. Komplexe Seelen, umgebaut und neu vermarktet als rührselige, eindimensionale Sinnbilder für unsere Sterblichkeit. Als wollte irgendwer damit zugleich beruhigen und verstören.

Schwer zu sagen, für manche Überlebende, ob sie nicht lieber dort gestorben wären, an Ort und Stelle, mehr oder weniger sofort. Was war das Leben, körperlich und seelisch, jetzt noch wert?

Was ihn betraf, war das ganz und gar nicht schwer zu beantworten. Als er vor den Bildschirmen vom kollektiven Schock ergriffen wurde, hätte er sein jämmerliches, selbstgefälliges Leben liebend gern für jedes einzelne der ihren – am liebsten für alle – eingetauscht. Leicht gesagt. Leicht gedacht.

Ausdruckslos starrte er über den Anwalt hinweg an die weiße Wand dahinter, befühlte seine Schlüssel in der Jackentasche, als könnte die vertraute Kühle des Metalls ihn wieder in die Gegenwart zurückholen.

Die in der Nähe versteckten Überwachungskameras hatten noch ein, zwei Augenblicke lang funktioniert, ehe ihr Schicksal sie ereilte – wie Hühner, deren Leben schon erloschen ist, ohne dass sie es merkten. Die weiter entfernten hatten rieselnde Wolken aus Staub und Trümmern gezeigt, die – wäre er ein romantischerer Geist gewesen – der Szene womöglich eine gewisse graziös-groteske Anmut verliehen hätten. Doch romantisch war er nicht. Noch nie gewesen, und auch jetzt nicht.

Später. Der Bilderreigen im Fernsehen war angelaufen, so wie immer: das endlose, sinnlose Gejaule von Alarmanlagen in der gesamten Stadt; spurtende, stolpernde Menschen, in wackelige Handyvideos gebannt von denen, die

das Ganze rechtzeitig als Medienereignis wahrgenommen hatten; Rettungsfahrzeuge, die zielstrebig durchs Bild rasten, mit heulenden Sirenen und Blaulicht, das eisig den Abend zerriss. Dann das gelbe POLICE-Absperrband, vor dem die Reporter nur immer wieder dieselben Nichtigkeiten wiederholen konnten wie in Nizza, London, Brüssel, Barcelona und Berlin; das Gedränge der Reporter und Kameraleute, die um die besten Positionen rangelten und um jede kleine Neuigkeit wetteiferten. Mit einem Mal war alles in denselben Abstand gerutscht: den der Fiktion. Die grauenhafte Wirklichkeit wurde unterjocht von Social-Media-Klicks und Einschaltquoten, die sich aus den von ihr ausgelösten Emotionen quetschen ließen.

Dieser Moment, in dem sein Magen sich weniger umdrehte, als komplett verschwand, die Galle erst in ein Vakuum saugte, um sie dann mit trockenem Würgereiz bitter in den Mund zu drücken. Manche in der Einsatzzentrale hatten sich tatsächlich auf ihre Tische übergeben, wovon der stille, dezent beleuchtete und klimatisierte Raum, in dem sonst so kühl gelenkt und protokolliert wurde, sauer roch.

Der Sinn, den er in alledem einmal gesehen hatte, war bis auf den letzten Rest verdunstet, und er wusste, dass das keine Rolle spielte. Nichts spielte noch eine Rolle. Auch er nicht. Sein Leben, seine Lieben, seine Karriere, seine Marotten, Stärken und Schwächen spielten keine Rolle.

Weil es sein Fehler gewesen war. Weil diese dreiundsechzig Toten und die zahllosen zum Leben Verdammten sich nichtsahnend auf ihn verlassen hatten. Ihm vertraut hatten. Er hatte sie betrogen und im Stich gelassen.

Er zog die Hand wieder aus der Tasche. Außer seinem Inquisitor, dem Vorsitzenden und den übrigen Juristen konnte er niemand im Saal sehen. Aber sie waren da, die echten Menschen, das wusste er, dort hinter den Sichtschutztafeln.

Geradezu mathematisch teilte sich die ganze Welt in davor und danach. Davor war er ein heiterer Mensch gewe-

sen, beinahe unerbittlich positiv. Gut, womöglich war sein Gedächtnis ebenso verdreht und verwirrt wie alles andere in seinem Kopf. Eine Bemerkung aus einer jährlichen Arbeitsbewertung von vor längerer Zeit ließ ihn nicht los: «Was Jake Winter an Charisma vermissen lässt, macht er durch Fleiß und Leidenschaft wett.» Das hatte ihn getroffen – dass sein sauertöpfischer Vorgesetzter es vielleicht nur gut gemeint hatte, war ihm nicht in den Sinn gekommen.

Als Kind einer Engländerin und eines Maori, halb aufgewachsen in einem Fünfzehn-Hütten-Dorf im ländlichen Neuseeland, halb hier in dieser Stadt, die er sein Zuhause nannte, war er gewiss ein ungewöhnliches Mitglied der geheimen Schildwacht Ihrer Majestät. Und doch hatte er irgendwie hierhergefunden, zu seiner Niederlage.

Doch er schweifte ab, und die Zeit blieb nicht stehen. Erneut griff er in die Tasche und betastete die vertraute Form des Haustürschlüssels. Sachte pikte er sich die Spitze in die Hand: ein schräges Vergnügen, eine kleine Flucht aus seiner Dumpfheit. Nur mit Mühe fand er zurück in den klimatisierten Rathaussaal, wo die Befragung stattfand.

Fassungslos. So hatte er sich gefühlt. Gepaart mit dem Bewusstsein, dass immer klar gewesen war, dass die Geschichte in einem Saal wie diesem hier enden würde, trotz allen Draufgängertums.

Die Stille drückte noch ein, zwei Augenblicke länger.

«Lassen Sie sich ruhig Zeit.» Mr Kerr, der Anwalt der Opfer und ihrer Familien, kräuselte die Lippen.

«Könnten Sie die Frage bitte noch mal wiederholen?», sagte Jake Winter.

Mr Kerr sah ihn gereizt an. «Wir haben geklärt, dass Sie zum Zeitpunkt der Explosion in der Einsatzzentrale waren. Wie haben Sie sich gefühlt, als es passierte?»

«Gefühlt?», fragte er.

«Ja. Gefühlt.»

Die Angehörigen des Ausschusses, der Vorsitzende, die Untersuchungsanwältin, die Rechtsberater des Geheimdienstes und Jakes Anwalt blickten ihn ebenso aufmerksam an wie Mr Kerr. Der Sichtschutz verbarg ihn vor den anderen, vor den Angehörigen und den Überlebenden. Wirklich überleben konnte so was ohnehin niemand. Zu gern hätte er - endlich - alles gesagt. Ihm wäre es recht gewesen, dass man ihn sah. Aber er war zuverlässig. Er würde seine Pflicht tun, so wie immer.

«Schrecklich habe ich mich gefühlt», erklärte er schließlich. «Schrecklich. Wie auch sonst?»

«Natürlich», sagte Mr Kerr. Und dann, nach kurzem Nachdenken: «Könnten Sie das näher ausführen?»

«Ich weiß nicht. Wie soll man sich in so einem Moment schon fühlen?»

«Wie man sich in so einem Moment fühlen *soll*, interessiert uns hier nicht, Mr, ähm ...»

Bestimmt nicht leicht, dachte Jake, einen Zeugen mit einer Nummer anstelle eines Namens zu befragen. Ohne die kleinen Pausen, die das Wiederholen des Namens einem bot, in denen man den nächsten Satz formulieren konnte.

«Uns interessiert nur, wie Sie sich gefühlt haben.»

«Am Boden zerstört. Wie gelähmt. Und gleichzeitig wusste ich, dass es darauf gar nicht ankam.»

«Inwiefern?»

«Wie man sich fühlte, war unwichtig. Wichtig war, was da passiert war. Daneben verblasste alles andere.»

«Fühlten Sie sich schuldig?»

Duncan Blakeley, Jakes Anwalt, wurde unruhig. «Mir ist nicht klar, worauf diese Fragen hinausollen», erklärte er. «Der Zeuge hat zu jenem Zeitpunkt zweifellos eine ganze Reihe Dinge empfunden, die für den tatsächlichen Sachverhalt möglicherweise alle vollkommen irrelevant sind.»

Die Untersuchungsanwältin blickte den Vorsitzenden an und hob die Brauen.

«So subjektiv das auch sein mag», sagte der Vorsitzende, «wir sind hier nicht bei Gericht. Uns geht es nicht um individuelle Schuldzuweisungen. Wir wollen nur den genauen Ablauf rekonstruieren und ermitteln, was womöglich hätte besser gemacht werden können. Ich halte die Frage daher für zulässig. Außer natürlich, Sie wollen nicht, dass Ihr Klient antwortet, damit er sich im Hinblick auf mögliche weitere Verfahren nicht selbst belastet?»

Blakeley schüttelte den Kopf.

«Dann bitte weiter, Mr Kerr.»

«Gut», fuhr Kerr fort. «Wie war das mit der Schuld?»

«Ich fühlte mich ... verantwortlich.»

«Verantwortlich. Das will ich meinen. Aber würden Sie uns das genauer erklären?»

«Ist das nicht offensichtlich?», erwiderte Jake stumpf.

«Nun, für meine Klienten ist kaum noch etwas offensichtlich. Sie versuchen, das hier zu verstehen, so wie die meisten von uns. Wir sind dankbar für jeden Einblick, den Sie uns gewähren.»

«Entschuldigung. Ich fühle mich verantwortlich, weil Abu Omar mein Agent war.»

«Abu Omar, der Selbstmordattentäter.»

«Soweit ich weiß, ist das nicht erwiesen. Die kriminaltechnischen Untersuchungen konnten nicht genau feststellen, ob der Sprengsatz von ihm oder jemand anderem gezündet wurde, ob es einen Zeitzünder gab, von dem er nichts wusste, oder ob die Ladung nur aus Versehen hochging. Die Wucht der Explosion ...»

«Gut, gut. Nehmen wir es ruhig genau. Genauigkeit ist wichtig. Aber Ihr ... Agent ... trug jedenfalls den Rucksack?»

«Ja.»

«Bitte weiter.»

«Wir wollten den geplanten Anschlag verhindern. Abu Omar arbeitete für uns.»

«Was heißt das, er <arbeitete für uns>?»

«Als Verbindungsperson, um den Fachbegriff zu verwenden. Als V-Mann.»

«Und wie kam der Kontakt zustande?»

War es heiß hier im Saal, fragte sich Jake Winter. Nein, die Klimaanlage lief, trotzdem war ihm viel zu warm.

«Abu Omar war britischer Staatsbürger. Er ist hier aufgewachsen und mit achtzehn nach London gezogen, um zu studieren. Mit zwanzig hat er sein Studium abgebrochen. Er hat geheiratet, seine Frau hat einen Sohn geboren, dann zogen die drei wieder hierher und bei seinen Eltern ein. In diesen Zeitraum fiel auch seine Radikalisierung. Die Familie war immer schon religiös gewesen, muslimisch, aber jetzt besuchte er private Gebetskreise bei einer Gruppe, über die sich der Imam seiner Gemeinde besorgt geäußert hatte. Die Gruppe vertrat extreme, salafistische Positionen und stiftete Unfrieden in der Moschee. Mehrere Mitglieder, darunter auch Abu Omar, gingen ins Ausland, um gegen die <Kafirn> zu kämpfen, wie sie sagten. Vor etwa einem halben Jahr kam er nach England zurück, und da bin ich ihm begegnet.»

«Wie würden Sie seine familiären Umstände beschreiben?»

«Als chaotisch. Seine Eltern lebten am Rande der Armut. Genau genommen tun sie das noch immer. Er war ein rebellischer Teenager und hatte Ärger in der Schule. Aber seine Eltern ließen nicht locker und kratzten genügend Geld zusammen, um ihn an die Universität zu schicken. Abgesehen von gewissen Verhaltensauffälligkeiten, wie die Schule das nannte, war er hochintelligent. Seine Eltern waren schwer enttäuscht, als er das Studium abbrach und mit Frau und Kind wieder bei ihnen einzog. Und dann ließ er sie alle zurück, um in den Krieg zu ziehen. Seine Eltern sahen es als ihre Pflicht an, die Familie zusammenzuhalten.»

«Haben Sie ihn gezielt angesprochen, oder kam er von sich aus auf Sie zu?»

«Weder noch. Wir wurden einander vorgestellt ...»

«Von wem?»

«Darüber darf ich leider nichts sagen. Wahrscheinlich tut das aber sowieso nichts zur Sache.»

«Das lassen wir doch lieber den Ausschuss entscheiden.»

Jake Winter sah, wie der Anwalt des Geheimdienstes dem Ausschusssekretär etwas zuflüsterte.

«Ich darf darüber nichts sagen», wiederholte er. «Ich dachte ... da besteht eine Vereinbarung.»

Kerr dachte darüber einen Augenblick nach, er sah den Sekretär von der Seite an. «In Ordnung. Vielleicht kommen wir später darauf zurück. Sie wollen dem Ausschuss ja sicher nicht den Eindruck vermitteln, Sie seien unkooperativ.»

«Bestimmt nicht.»

«Bleiben wir zunächst bei Ihrer Beziehung zu Abu Omar. Kennengelernt haben Sie ihn also etwa ein halbes Jahr vorher.»

«Genau. Er sagte, er sei desillusioniert von der <Sache>, wie er es nannte.»

«Von welcher <Sache>?»

«Da fing es ja schon an. Er meinte, er wisse gar nicht mehr, was die Sache überhaupt sei. Was man eigentlich erreichen wolle, abgesehen von unaussprechlichem Leid für viele, viele Menschen. Er war entsetzt über einiges, was er im Ausland erlebt hatte.»

«Sagte er zumindest.»

«Richtig.»

«Und Sie glaubten ihm.»

Jake stockte. «Das habe ich nicht zu entscheiden.»

«Ach nein?»

«Nein. Meine Aufgabe ist: genau zuhören, exakt berichten und dann analysieren, ob das Gehörte zu den bekannten Tatsachen passt.»

«Aber Sie bilden sich doch wohl eine Meinung? Als Mensch, meine ich?»

«Sicher. Ich muss die wahrscheinliche Verlässlichkeit der Leute einschätzen, mit denen ich spreche.»

«Das ist bestimmt nicht immer leicht.»

«Nein. Die Leute erzählen einem nicht immer unbedingt die Wahrheit.»

«Das versteht sich wohl von selbst. Und wenn Sie diese Verlässlichkeit einschätzen, dann verlassen Sie sich auf Ihren gesunden Menschenverstand?»

«Teilweise.»

«Klingt eher, als hielten Sie einfach den Finger in den Wind.»

«Nicht ganz. Ich verlasse mich nicht bloß auf mein Gefühl, trotz aller Ausbildung und Erfahrung. Die Berichte werden kritisch durchgesehen und beurteilt. Manchmal ziehen wir Psychologen hinzu. Aus alledem machen wir uns ein Bild von der Verlässlichkeit einer Person. Entscheidend ist nicht nur meine persönliche Meinung. Ich glaube, ein paar Unterlagen aus unserem System liegen hier auch vor.»

«Habe ich gelesen, danke. Setzen Sie Lügendetektoren ein?»

«Nicht grundsätzlich, nein.»

«Nicht grundsätzlich. Verstehe. Und wenn Sie jemand für unzuverlässig halten, brechen Sie ab?»

«Nicht unbedingt. Aber man behandelt alle Aussagen mit größter Vorsicht.»

«Und Abu Omar? Wie haben Sie den eingeschätzt?»

«Er galt als bestätigt verlässlicher V-Mann.»

«Ach? Und wie kam es zu dieser Einschätzung?»

«Genauer darf ich dazu nicht sagen.»

Kerr schien Jake noch eindringlicher anzublicken als zuvor, ließ die Frage jedoch auf sich beruhen. «Na schön. Halten wir also fest: Sie und Ihre Kollegen haben Abu Omar

nach gründlicher Prüfung als bestätigt verlässlich eingestuft.»

Jake dachte an den Jungen, denn ein solcher war Abu Omar immer noch gewesen, trotz seines zweijährigen Sohns. Er dachte an die ängstlichen braunen Augen und die bange Miene, die hin und wieder den stolzen, herausfordernden Blick verdrängten. An die dünnen Arme, den spärlichen Bartflaum. Ein Mann wollte er sein, war aber unbestreitbar noch ein Junge. «Ja», antwortete Jake.

«Und halten Sie Ihren V-Mann auch jetzt noch für verlässlich?»

«Ich weiß es einfach nicht.»

«Sie wissen es nicht? Angesichts von allem, was passiert ist? Nehmen Sie's mir nicht übel, aber diese Einschätzung war doch wohl eindeutig vorschnell. Und jetzt wollen Sie aller Beweislage zum Trotz nicht davon ablassen?»

«Wir wissen nicht, ob -»

«Ja, ja. Vorerst können Sie meinetwegen noch nach diesem Strohalm greifen. Dennoch. Ihr bestätigt verlässlicher V-Mann betrat zur Rushhour einen Hauptbahnhof mit einem Rucksack voller Sprengstoff, der daraufhin explodierte und dreiundsechzig Menschen in den Tod riss. Wann genau haben Sie ihn zuletzt getroffen?»

«Siebenunddreißig Minuten vor der Explosion.»

Hörbares Einatmen von jenseits des Sichtschutzes.

«Und da hatte er den Rucksack bei sich?»

«Er hatte einen Rucksack bei sich.»

«Beschreiben Sie ihn.»

«Klein, hellblau, brandneu. Ein Tagesrucksack.»

«Ein Tagesrucksack also. Und wie unterschied der sich von dem, mit dem Ihr V-Mann den Bahnhof betrat?»

«Es war kein Sprengstoff darin. Ansonsten war er identisch, wenigstens soweit sich das auf den Kamerabildern erkennen ließ. Und aus den Ergebnissen der Kriminaltechnik.»

«Worum ging es bei diesem Treffen?»

«Eben darum, uns zu vergewissern, dass er nichts dabei hatte, was zur Gefahr für die öffentliche Sicherheit werden könnte. Wir wussten, dass die Gruppe den Bahnhof als Anschlagziel auskundschaften wollte. Das hatte uns Abu Omar gesagt, und auch, dass der Anschlag nicht unmittelbar bevorstand. Wir mussten trotzdem auf Nummer sicher gehen.»

«Natürlich. Sie haben den Rucksack also überprüft. Und?»

«Er enthielt Bücher. Sonst nichts. Er wurde von einem Polizeiexperten durchsucht und auf Sprengmittel überprüft. Der Rucksack war neu. Es fanden sich keine Spuren von Sprengstoff.»

«Und dann?»

«Abu Omar sollte direkt zum Bahnhof gehen. Er wurde kontinuierlich überwacht. Er empfing eine Nachricht auf seinem Handy, blieb stehen und las sie.»

«Was stand drin?»

«Das weiß ich nicht. Er betrat eine öffentliche Toilette. Das Überwachungsteam folgte ihm. Als der Beamte hereinkam, stand Abu Omar am Pissoir.»

«Und der Rucksack?»

«Den hatte er noch immer auf dem Rücken. Aber ...»

«Ja?»

«Offenbar hatte er ihn ausgetauscht, mit einem identischen Rucksack, der den Sprengsatz enthielt. Der erste Rucksack wurde später im Mülleimer der Toilette gefunden.»

«War das so abgesprochen?»

«Natürlich nicht.»

«So viel zur bestätigten Verlässlichkeit. Befand sich noch jemand in der Toilette?»

«Das Überwachungsteam hat niemanden gesehen.»

«Die haben doch sicher alles überprüft?»

«Sie mussten Abu Omar weiter verfolgen. Ein paar Minuten später haben andere Kollegen nachgesehen.»

«Ein paar Minuten später.»

«Genau.»

«Und Sie? Was haben Sie gemacht?»

«Ich war inzwischen zurück in der Einsatzzentrale.»

«Und das Schicksal von dreiundsechzig Menschen war bereits so gut wie besiegelt. Hätten Sie ihn aufhalten können, rein theoretisch? Wenn er so verlässlich gewesen wäre, wie Sie glaubten?»

«Ich hätte ihn anrufen können, ja.»

«Bestimmt hätte auch Abu Omar Sie kontaktieren können, nachdem er den Rucksack ausgetauscht hatte. Wenn er wirklich so verlässlich gewesen wäre.»

«Ja.»

«Hat er aber nicht. Wie erklären Sie sich das?»

«Ich weiß es nicht.»

«Sie hätten ihn jedenfalls kontaktieren können?»

«Ja, aber wir nahmen an, er habe sich nur erleichtert. Die VG hatte die taktische Leitung dem Einsatzleiter übertragen, und der traf eine Entscheidung.»

«Die VG?»

«Ja. Die Verbindungsgruppe. Ein Komitee aller betroffenen Parteien, unter Vorsitz der Polizei, zuständig für sämtliche strategische Entscheidungen. Darüber müssten Sie doch Unterlagen haben.»

«Ja. Aber es ist hilfreich, das alles von Ihnen zu hören. Zurück zur Entscheidung des Einsatzleiters. Die basierte auf Ihrer Einschätzung des Informanten als verlässlich?»

«Teilweise, ja.»

«Mir scheint, hier beißt die Katze sich in den Schwanz. Ist Ihnen bewusst, dass es im Islam strenge Vorschriften hinsichtlich Hygiene und Moral beim Toilettengang gibt?»

Jake hustete. «Ja.»

«Aber es hat Sie nicht gewundert, dass Abu Omar das Pissoir benutzte statt einer abschließbaren Kabine?»

Jake stockte. Eine Kleinigkeit, doch der Anwalt hatte recht. Das war tatsächlich merkwürdig gewesen, ein weiteres Detail, das ihm entgangen war. «Ich glaube», antwortete er schließlich, «das ist niemandem wirklich aufgefallen.»

Mr Kerr hob die Brauen. «Zu viel auf einmal, hm?»

«Nein, Sie haben recht. Das hätte uns auffallen müssen. Allerdings bin ich nicht sicher, ob Abu Omar in dieser Situation so viel Wert auf Frömmigkeit legte. Soweit ich weiß, darf man sein Geschäft im Beisein anderer Männer verrichten, solange man nicht miteinander spricht und einander nicht ansieht.»

«Aber wenn möglich, zieht man sich zurück.»

«Ja.»

«Und diese Vorschrift soll er missachtet haben, kurz bevor er die wichtigste Tat seines Lebens begehen wollte?»

«Wir haben doch bereits geklärt, dass er den Sprengsatz vielleicht gar nicht ausgelöst hat. Bei unseren Treffen wirkte er auch nie besonders fromm.»

«Ich beuge mich Ihrer Expertise und Ihrem Wissen über Abu Omar. Obwohl die Beweise dagegen sprechen. Obwohl er einer Gruppe extremistischer Dschihadisten angehörte. Sie kamen also in der Einsatzzentrale an. Sie hörten den Knall.»

«Wir waren keine achthundert Meter entfernt, also ja. Wir hörten ihn. Wir spürten ihn. Wir sahen ihn auf den Bildschirmen. Es war ...»

«Ja, sicher», unterbrach Mr Kerr, und Jake erkannte am Gesichtsausdruck des Vorsitzenden, dass die heutige Sitzung – von Formalitäten einmal abgesehen – beendet war.

«Ich bitte um Entschuldigung für diesen Treffpunkt», sagte Stuart Calloway. «Ich dachte, wir kommen besser etwas informeller zusammen.»

«Sie und Ihresgleichen scheinen ja mittlerweile richtig süchtig nach informellen Treffen zu sein.»

«Ich wollte nur Missverständnisse vermeiden, um unser beider willen. Offizielle Meetings trüben das Wasser manchmal eher, als die Dinge zu klären.»

«Wobei wir aber dennoch beide transparente Verfahren einzuhalten haben.»

«Natürlich. Keiner soll mir nachsagen können, ich stelle mich rechtsstaatlichen Prinzipien in den Weg. Zumindest, solange die Sicherheit gewährleistet ist.»

Stuart Calloways derzeitige Position war wohl als heikel zu bezeichnen. Frühreif und hochbegabt – wenigstens ihm selbst zufolge –, war er geradezu lächerlich jung zum Director of Operations aufgestiegen und sah sich nun einer Reihe von Herausforderungen gegenüber, oder besser: Chancen, wie er Schwierigkeiten zu nennen gelernt hatte. Eine neue Regierung, skeptisch, und das nicht zu knapp; ein neuer Behördenchef, dicke mit dem Premier, vermutlich mit einer ganz konkreten Aufgabe auf diesen Platz gesetzt, trotz aller gegenteiligen Beteuerungen; und der dünne, asketische George, der ihm als Oberhaupt der regionalen Einheit unterstand. George hatte bereits so ziemlich alles erlebt, und er besaß die Narben und das T-Shirt, um es zu beweisen. Entsprechend hörig war er den zwielichtigen Gestalten draußen im Feld, denen Stuart all die Risiken verdankte. Stuart Calloway stand jedenfalls entweder kurz vor dem Durchbruch oder am Abgrund.

«Wo ist denn Ihr Boss?», fragte der Innenminister.

Stuart seufzte. «Ich denke, ein gewisser Abstand zwischen diesem Gespräch und unseren Vorgesetzten kann nicht schaden. Ich muss meinen Direktor aus der Schusslinie halten, und Sie werden den Premierminister sicher auch nicht involvieren wollen.»

«Sie meinen, wir beide können notfalls als Prügelknaben herhalten?»

Stuart spürte, wie sein Gegenüber die Stacheln aufstellte - offenbar hatte er sich doch nicht vorsichtig genug ausgedrückt. Das Wesentliche sollte aber klar sein: Der Premier und der Direktor waren dicke Freunde, während Stuart und der Innenminister sich miteinander arrangieren mussten. «Keineswegs. Ich mag ja entbehrlich sein, aber ... gute Güte, nein. Ich wollte uns nicht auf dieselbe Stufe stellen. Der Staatssekretär und ich waren nur der Ansicht, dieses Gespräch bliebe besser unter uns. Ich denke, wir verstehen uns. Herr Innenminister, ich muss Ihnen mitteilen, dass man sich große Sorgen macht ...»

Er wartete einen Moment auf einen abwiegelnden oder nachfragenden Einwurf, doch es kam keiner.

«... Sorgen über die Richtung, die diese Untersuchung einschlägt. Vielleicht haben Sie ja von der letzten Sitzung schon gehört.»

«Ja. Ihr Mann scheint sich ein immer tieferes Grab zu schaufeln.»

«Da muss er selbst wieder herausklettern. Der Punkt ist aber, dass sich daraus viel größerer Schaden ergeben könnte. Für den Ruf dieser und voriger Regierungen. Für den des MI5. Schaden, der in keinem Verhältnis zu den möglichen Vorteilen steht.»

«Wir müssen der Untersuchung freie Hand lassen.»

«Natürlich. Lassen Sie mich Ihnen dennoch unsere anfänglichen Bedenken in Erinnerung rufen, hinsichtlich der Auswahl des Vorsitzenden, diverser Anwälte und der Hast, mit der die Untersuchung eingeleitet wurde.»

«Der Premier wünscht ausdrücklich eine schnelle, rückhaltlose Aufklärung, unter angemessener Beteiligung der Familien. Das unterstütze ich aus tiefster Überzeugung. Das wurde doch schon x-mal vorher so gemacht. Auch wenn Ihr Verein noch nie so im Rampenlicht gestanden hat.»

«Zweifellos. Allerdings war die Ernennung eines Vorsitzenden, der sich sowohl als Anwalt wie auch als Richter of-

fen feindselig gegenüber Geheimdiensten und Sicherheitsbehörden gezeigt hat, ein Garant für Schwierigkeiten.»

«Denen Sie und Ihre Kollegen sich jetzt eben stellen müssen.»

«Selbstverständlich. Aber es ist doch bedenklich, wenn ein Anwalt sich derart in Zeugen verbeißt.»

«Jetzt übertreiben Sie mal nicht, Stuart. Das ist ja kein Gericht. Da muss man schon ein wenig Spielraum zugestehen, besonders wenn die Öffentlichkeit sehen soll, dass wir die Vertreter der Opfer kritisch nachbohren lassen. Die ganze Sache ist emotional recht aufgeladen, wissen Sie.»

«Ja», sagte Stuart. «Noch Kaffee?»

«Nein, danke.»

«Dann gibt es also keine Möglichkeit, die Untersuchung wieder in die Spur zu bringen? Wie Sie wissen, sind wir nur zu gern bereit, echte Verbesserungsmaßnahmen umzusetzen, wie immer die auch aussehen. Aber es kann doch niemandem nutzen, wenn unsere Leute so durch den Schmutz gezogen werden.»

«Was glauben Sie denn? Selbst wenn wir uns Sorgen machen würden – was wir nicht tun, nicht im Geringsten –, könnten wir uns nicht einmischen. Der Vorsitzende lässt sich nicht reinreden und würde eher allergisch auf Einflüsterungen reagieren. Wir stehen voll und ganz hinter der Untersuchung, und das sollten Sie ebenfalls.»

«Tue ich auch. Andere sind allerdings in Sorge.»

«Andere?»

«Ja. Ich tanze hier gewissermaßen auf dem Drahtseil.»

«Tun wir das nicht alle? Ihre Behörde hat die Untersuchung in einer öffentlichen Stellungnahme begrüßt und hundertprozentige Unterstützung zugesagt. Ich kann nicht glauben, dass der Direktor dagegen sein soll. Falls irgendwelche Ihrer Kollegen in den Fleischwolf geraten, müssen die eben die Zähne zusammenbeißen. Ich nehme an, Sie

haben Vorbereitungen für Ihre Zeugen getroffen, falls die Sache schiefgeht?»

Meine Güte. Das war wohl kaum der rechte Moment, um beiläufig zu erwähnen, dass gerade ein neuer Einsatz in die heiße Phase ging, unter Leitung desselben zuständigen Beamten. Elegant mal eben so dazwischenschieben ließ sich das jedenfalls nicht.

«Ja. Falls nötig haben sie alle eigene Anwälte. Einerseits macht das die Sache schwieriger, andererseits könnte man im Zweifel leichter getrennte Wege gehen.»

«Ich bin froh, dass Sie dieses Meeting organisiert haben, Stuart. So können wir offen miteinander sprechen.»

«Ja.»

«Sie gehen offenbar davon aus, dass wir auf Ihrer Seite sind. Dass ich auf Ihrer Seite bin. Aber täuschen Sie sich nicht: Falls nötig, werden wir über Sie hinwegwalzen. Die alten Regeln gelten nicht mehr. Es ist durchaus vorstellbar, dass wir einfach alles in Stücke hauen und von vorne anfangen, mit ... verlässlicherer Führung. Sie sind alles andere als unantastbar, weder individuell noch als Behörde. Das ist nichts Persönliches und bleibt uns hoffentlich erspart. Aber so ist die Welt heute nun mal. Wenn etwas schiefgeht, findet sich ein Sündenbock. Immer. Man muss nur richtig suchen. Gut möglich, dass diesmal Ihr Verein an der Reihe ist.»

2

Adnan

In allen Städten gibt es zahlreiche geheime Orte. Selbst wenn die Behörden glauben, sie hätten alles im Blick. Dort unten, wo Chaos, Hitze, Bomben und Kugelhagel die Leute aus ihren Häusern getrieben hatten, war es leicht gewesen, eine stille, dunkle Ecke zu finden – ein Keller vielleicht, ein verlassenes Haus, die oberen Stockwerke ausgebombt und ohne Dach, ein verrammelter Laden, dessen Rollgitter jemand mit dem Dosenöffner aufgeschnitten hatte. Dort waren sie Könige gewesen, mit ihren Säbeln, Halstüchern, MGs und Patronengurten, konnten nach Herzenslust herumstolzieren und Befehle brüllen. Der Staat waren sie selbst gewesen. Jeder hatte seine Kriegerqualitäten an irgendeinem Ungläubigen unter Beweis gestellt. Von denen gab es mehr als genug, und wenn man es einmal getan hatte, wurde es zur Sucht.

Hier, in Adnans trostloser, schmutziger nordenglischer Geburtsstadt, gab es solche Orte natürlich auch. Lachhaft, ihn und seine Brüder überwachen zu wollen. Sie waren unsichtbar und unbesiegbar. Erst wenn die Zeit reif war, würden sie sich zeigen. Diese Leute hatten nicht einmal das Land unter Kontrolle, das angeblich das ihre war. Dort unten, da kannten seine Leute jeden Zentimeter, jede Mauernische. Sie allein wussten um all die geheimen Orte, und einfach nur zum Spaß stöberten sie Feinde und Verschwörer auf. Sie tanzten voll rechtschaffener, freudiger Inbrunst, wenn sie die Verbrecher ins Lager gebracht hatten – mit dem uralten, staubigen Mercedes, in dem die Ungläubigen eingezwängt zwischen zwei Brüdern durchgeschaukelt wurden und erste Blutstropfen auf die Messer an ihren Kehlen vergossen. Ein Riesenspaß war das gewesen. Dann der Hof und das Unvermeidliche. Kinderspiel. Diese Leute hier, die kamen da nicht ran, konnten dem niemals das Wasser reichen, und deshalb würden sie besiegt werden. Echte

Hingebung war nötig, die Preisgabe eines Lebens in einem Wimpernschlag, ohne Vorbehalt.

Er war unterwegs zu dem Ort, den sie als den geheimsten von allen ansahen, noch geheimere als der private Gebetsraum, den sie einmal benutzt hatten. Nur er wusste, dass es einen noch geheimere gab, an dem man ihnen ihr Schicksal offenbaren würde. Einen geheimen und heiligen Ort. Nicht einmal er wusste, wo er war.

Immer noch strömte der Regen vom Nachthimmel, und er zog den Kragen weiter hoch. Seine Haare waren klitschnass, von seiner Nase tropfte Wasser. Aber das Wetter war egal. Es war fast Zeit. Den Weg war er im Kopf durchgegangen, was aber kaum nötig war; er kannte seine Stadt.

Sie alle waren in der Kunst ausgebildet worden, etwaige Verfolger abzuschütteln. Auch vieles andere hatten sie gelernt. Bilal und er kannten sich schon seit ihrer Kindheit, sie hatten gegenüber voneinander gewohnt und zusammen Fußball gespielt, waren auf dieselben Partys gegangen. Gute Freunde waren sie nicht gewesen, nicht vor ihrem gemeinsamen Flug in die Türkei. Dass sie im selben Flugzeug saßen, hatten sie vorher nicht gewusst, sie trafen sich erst am Flughafen in Istanbul. Natürlich hatte er Bilal schon beim Check-in bemerkt, ihn aber vor der Ankunft wohlweislich nicht angesprochen. Offenbar hatte Bilal denselben Gedanken gehabt, und sie stellten sich erst an der Gepäckausgabe nebeneinander. Koffer hatten sie nicht; man hatte sie aber angewiesen, nicht als Erste durch die Passkontrolle zu gehen, sondern sich an eine Gruppe von vier oder fünf anderen zu hängen. Sie sprachen leise miteinander. Damals genügte das noch als Vorsichtsmaßnahme. Seit ihrer Rückkehr hatten sie – von diesen Treffen einmal abgesehen – nicht ein einziges Wort miteinander gewechselt.

Die anderen beiden hatten sie dort unten zum ersten Mal gesehen. Sie alle hatten Seite an Seite gekämpft und sich aufeinander verlassen. So prägte einen der Kampf für die

Sache, man verließ sich ausschließlich und unwiderruflich auf seine Brüder. Allerdings durfte man nicht zu vertraut werden. Die Lebenserwartung war gering – für Freiwillige aus dem Ausland lag sie deutlich unter einem Jahr –, und man musste akzeptieren, dass der Bruder neben einem jederzeit fallen konnte. Adnan, Bilal und die anderen beiden hatten Glück gehabt. Mehrere Jungs aus ihrer Stadt lagen dort nun unbestattet unter Staub und Trümmern, und ihre Leichen verwesten in der Hitze.

Schon vor ihrer Rückkehr hatten sie ihr Wiedersehen geplant. Den Ort hatte man ihnen vorgegeben. Sie sollten sich nicht miteinander sehen lassen – selbst Bilal und er hatten allem äußeren Anschein nach getrennte Freundeskreise –, weshalb sie unbedingt heimlich zum Treffpunkt kommen mussten. Die beiden anderen kamen aus Gemeinden in anderen Stadtvierteln. Niemand fragte irgendwen nach seinem Privatleben. Aus irgendeinem Grund ging Adnan davon aus, dass sie alle – wie er – studiert hatten. Es war irgendwas an ihrer Ausdrucksweise, wie sie ruhig und systematisch argumentierten, immer entlang der Grunddogmen des Glaubens, sachlich und ohne Firlefanz. Sie verzichteten auf die äußeren Symbole ihrer Religion. Das war vertretbar, damit sie den ihnen vorbestimmten Zweck erfüllen konnten. Dort unten, inmitten der ausgebrannten Lastwagen und Leichen, hatten sie ihre Bärte mit Stolz getragen. Dort unten hatten sie miteinander das Brot gebrochen. Sie hatten getötet, um einander zu beschützen, und manchmal nur, um ihre Stärke zu beweisen, ihre Treue zu ihren Brüdern und ihre Taqwa.

Das Kaufhaus Debenhams, schnell rein und wieder raus. Eine Finte und ein Schlenker, so wie Darius Solomon, der massige Stürmer von City, durch den gegnerischen Strafraum tänzeln würde, dann in eine Nebenstraße, eine Gasse, schneller jetzt, leichtfüßig. Hell, dann dunkel. Der Boden war matschig, aber es gab Wichtigeres als Turnschu-

he. Weit weg von der Innenstadt aus Glas und Stahl, wo die Big Five ihrem Consulting-Geschäft nachgingen und auch er selbst tagsüber arbeitete.

Stopp. In den Hauseingang. Er blickte zurück, hörte seine Atmung. Niemand. Weiter, Mann! Noch schneller; fast wie dort unten, wo er sich wirklich zu Hause gefühlt hatte, obgleich er hier geboren wurde. Fast wie dort, abgesehen vom Regen und von der Kälte. Man konnte seinen Beitrag auch anders leisten. Anders, als von Angesicht zu Angesicht zu töten. Anders als im offenen Gefecht. Sein großer Tag würde bald kommen. *Ihr* großer Tag.

Weiter durch das Gewirr aus Passagen und Innenhöfen, über denen Betonblocks aufragten – zahlreiche Fenster vernagelt, andere dunkel, ohne Scheibe. Schnell hier rein und flugs die Treppe runter. Angekommen, als Erster.

Durch den langen, engen Flur in das fensterlose Zimmer mit den weißen Wänden. Es gab Strom, Heizung und fließend Wasser. Vor allem aber gab es Internet, wie von Zauberhand hierhergeleitet.

Er schaltete die Musik ein, drehte sie laut. Nur für den Fall, hatte man ihnen gesagt, aber verdammt, er stand drauf, sie so aufzudrehen, die Musik seiner Heimat, seiner Kultur, der Dschihadi-Rap. Noch keine anderen Brüder da, er war allein, tief unter all dem Beton. Sein Herz hüpfte.

Bilal

Spät dran. Der Klassiker, hier in der Heimat. Dort unten war ihm das nie passiert. Die Dringlichkeit der Aufgabe hatte alles Unwesentliche verdrängt. Seine heutige Mittagspause war durch eine Diskussion mit seiner Vorgesetzten verkürzt worden, die seine «Einstellung» kritisiert hatte. Aufsässig hatte sie ihn genannt. «Was soll das heißen, aufsässig?», hat er geblafft, obwohl er es genau wusste. «Genau das meine ich, verstehen Sie?», sagte sie. «Nein», gab er zurück.

Um fünf war er nach Hause geeilt und hatte den verdammten Anzug ausgezogen, dann hatte sein Vater verlangt, dass er sich mit seiner Tante unterhielt, die gerade zu Besuch war. Gequält saß er auf dem Sofa, nippte Tee, machte ein Minimum an höflicher Konversation. Mossul in den Achtzigern, darüber sprachen die alten Leute wehmütig. Gerne hätte er etwas gesagt, biss sich aber auf die Zunge.

Adnan kannte er noch aus der Schule – ein Schnösel, damals wie heute, aber da unten hatte er sich Bilals Anerkennung verdient. Tapfer wie ein Löwe, und verlassen konnte man sich auf ihn auch. Er war stärker als Bilal, aber respektvoll. Sie waren echte Brüder. Alle vier waren sie das. Untrennbare Bande, geknüpft auf dem Schlachtfeld.

Jetzt aber: konzentrieren, nicht ablenken lassen. An das Training erinnern, wie man Verfolger abschüttelt. Ein Bus in die Innenstadt. Zu Fuß vorbei an den Pubs, in denen Männer mit roten Gesichtern einander anwieferten, dann zum Taxistand, von dem aus ein übellauniger Kashmiri ihn zu den Wohnblocks chauffierte, wo er, den Regen abschüttelnd, auf der festgelegten Route zum festgelegten Ziel ging. Nun war er sicher und beschleunigte seinen Schritt.

Abdullah

Jetzt, wo er das Gewäsch über Preispunkte und Regalauslagen endlich hinter sich hatte, konnte er zum wahren Leben übergehen. Und zu seinem wahren Namen vor Allah. Zurück aus der Schlacht, hatte er sich das rote Haar geschoren und den Bart abrasiert, und alle Welt kannte ihn wieder als Dämlichen Darren, als Streichholzkopf oder was die Jungs bei der Arbeit ihm sonst gerade an den Kopf warfen, zusammen mit all dem anderen Mist, den er ständig zu schlucken hatte. Dumm grinsen und wegstecken, wie immer. Spielte ja keine Rolle mehr, jetzt. Fast war es so weit.

Da er allein wohnte, hatte er wenigstens einen Schrein aus seinem Nachttisch machen können. Dort betete er, nachdem er sich gewaschen, sein bescheidenes Gewand angelegt und sein bescheidenes Mahl zu sich genommen hatte. Leise, damit die Nachbarn ihn durch die papierdünnen Wände nicht hörten. Hinter der Tür, die er trotz Verbot im Mietvertrag mit mehreren zusätzlichen Schlössern ausgestattet hatte, war er sicher.

Heute Abend aber nicht. Heute Abend würden sie sich treffen.

Er war überzeugt, dass man ihm folgte. Das war er jedoch immer. Einmal war er vor dem Multiplexkino mit einem Kerl aneinandergeraten, der ihn zu lange angeschaut hatte. Er warte nur auf seine Freundin, hatte der Typ gesagt. Abdullah hatte gespürt, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg und seine Fäuste sich ballten, doch er war weitergegangen.

Trotzdem, da war ein Schatten, eindeutig. Er schlüpfte ins nächste Pub, im Trubel unbemerkt, und ging schnurstracks zum Klo. Mit rauchendem Kopf saß er in einer der Kabinen. Er würde zu spät kommen, würde seinem Verfolger entgegentreten und ihm das Gesicht zu Brei schlagen. Erst mal beruhigen, bevor es weitergeht.

Rashid

Rashid kam als Zweiter zum Treffpunkt. In seiner Erinnerung war die Zeit an der Front beherrscht von Angst, gemischt mit Ekel: vor dem Kampf und vor sich selbst. In den Explosionen war sein innerer Frieden zerschlagen worden. Die Schreie seiner Kommandanten, die ihn schikanierten, ihm ins Gesicht spuckten, waren ganz und gar nicht das sanfte, wohltuende Wasser des Islam, das er sich erhofft hatte. Jeden Tag tötete er Männer, Jungen, deren Sünde nicht im Widerstand lag, sondern in einer angeblich anderen Meinung über die Wünsche Allahs. Und er war nicht einmal sicher, ob diese Meinung sich von seiner unterschied. Auch Frauen, Kinder waren darunter.

Trotzdem tat er seine Pflicht. Ganze Ozeane unschuldigen Blutes vergoss er auf immer barbarischere Weisen, gemäß den Wünschen seiner Anführer und Lehrer. Er hatte schon gewusst, dass er im Namen Allahs dazu aufgefordert würde, vor seiner Abreise aus England war er von seinen religiösen Lehrmeistern gewarnt worden, aber so hatte er sich das nicht vorgestellt. Er hatte gedacht, es würde ritterlicher. Vielleicht, bestimmt sogar, war er einfach dumm; er hätte es wissen müssen. Er lernte ganz neue Weisen kennen, Schmerz und Angst hervorzurufen, das Leid zu verlängern, ehe der saubere Hieb mit der Klinge kam, und ja, es machte süchtig. Es machte Spaß, mehr als das: Es war ebenso berauschend wie entsetzlich, Leben derart routiniert und beiläufig ausgelöscht zu sehen. Nach einer Weile gierte man förmlich danach. In den eigenen Händen nicht nur die Macht, es zu tun, sondern auch das Glück, sich so wenig dabei denken zu müssen. Über seine Zweifel konnte er nicht sprechen, weder hier noch dort, weder damals noch heute. Das wäre ein Abfall vom Glauben, und darauf stand der Tod. Die Gewissheit der eigenen Rechtschaffenheit, darauf kam es an.

Nun war er zu etwas anderem berufen. Zurück in der Heimat mit den drei anderen, war er Teil eines größeren Plans, *inshallah*. Jeder von ihnen würde eine Aufgabe von größter Wichtigkeit erhalten, um die Ungläubigen in ihren Betten zu ermorden. Sie mussten sich wie die Westler kleiden, sich wie sie verhalten. Keinen Verdacht erregen. Nicht auffallen. Ab und zu in die Moschee, aber nicht den Imam niederbrüllen. Keine Treffen. So tun, als ob – außer bei den Treffen an ihrem geheimen Ort.

Allerdings hatte er noch eine andere Aufgabe, die er pausenlos mit seinem Glauben aussöhnen musste. Er war ein Spion, ein heimlicher Beobachter für die Ungläubigen.

Am Treffpunkt tanzte Adnan langsam, wie in Trance, zur Musik. Rashid hatte – ganz seiner Ausbildung gemäß – sorgsam darauf geachtet, dass niemand ihm gefolgt war. Das war jedoch nichts als Show gewesen, für den Fall, dass Adnan oder einer der anderen ihn beobachtete. Jake wusste genau, wo sie sich trafen. Rashid hatte es ihm gesagt. Als er eintrat und Adnan begrüßte, spürte er Jakes Kameras und Mikrophone in sämtlichen Winkeln. Garantiert waren da welche, auch wenn Jake und Leila darauf bestanden, ihn nach jedem Treffen ausführlich zu befragen.

Bald trafen auch die anderen ein, Abdullah und Bilal. Ob das ihre echten Namen waren, wusste Rashid nicht. Unter den gegebenen Umständen tat das nichts zur Sache. Jake und Leila hätten es sicher gern gewusst, aber er hätte es unmöglich in Erfahrung bringen können.

Zuerst beteten sie im Stillen, auf den Matten kniend, die Adnan ausgelegt hatte. Kaum waren diese wieder aufgerollt, schloss der junge Abdullah den Schrank an der Rückwand auf und holte den Computer mit dem 36-Zoll-Bildschirm heraus. Abdullah war ein konvertierter weißer Engländer mit hektischem Blick. Angeblich war er, bevor man ihn in den Kampf geschickt hatte, noch niemals im Ausland gewe-

sen. Der Islam habe seinem Leben einen Sinn gegeben, hatte er erklärt, im Kampf habe er sich zum ersten Mal gefühlt, als gehöre er dazu und würde etwas leisten.

«Nein, Bruder», sagte Adnan sanft, indem er Abdullah die Hand auf die Schulter legte und langsam den Rollwagen mit dem Computer zurück in den Schrank schob. «Vielleicht später. Zuerst müssen wir woanders hin.»

Den anderen war das neu.

«Keine Sorge», sagte Adnan lächelnd. «Gute Neuigkeiten. Wir kommen unserem Schicksal einen Schritt näher. Später kommen wir hierher zurück. Hat jemand ein Handy dabei?»

Alle drei schüttelten den Kopf. Zum Treffen mit einem Handy zu erscheinen, hätte gegen sämtliche Regeln verstossen. Sie waren schließlich ausgebildet worden.

Sie vergewisserten sich, dass alles sicher weggeschlossen war, dann verließen sie leise das Zimmer. Auf dem Weg über die Einfahrtsrampe entdeckten sie auf dem dunklen Parkplatz vor den Wohnblocks einen alten weißen Lieferwagen mit verbeulten Radkappen und schwarzen Streifspuren an einer Seite. Adnan öffnete die hintere Ladetür, doch Rashid konnte keinen Blick aufs Nummernschild erhaschen. Nur einen Aufkleber neben einem schweren Schloss bemerkte er: IN DIESEM FAHRZEUG WERDEN NACHTS KEINE WERKZEUGE GELAGERT. Die Tür schlug zu, und Adnan flüsterte: «Wir sollen warten.»

Sitze gab es keine. Sie nahmen auf dem Boden Platz. Rashid blickte auf seine Hände, so ziemlich das Einzige, was er in der Dunkelheit erkennen konnte. Was sollte er Jake berichten? Er würde auf Antworten brennen, auf Hinweise. Heimlich tastete Rashid auf dem Boden nach kleinen Gegenständen, die auf irgendetwas hindeuten könnten. Nichts, was er einstecken konnte. Er roch bewusster: Da war nur der schwache, anonyme Hauch von Diesel. Bloß ein

ramponierter, alter weißer Lieferwagen, wie es sie hier zu Tausenden geben musste.

Eine Vordertür ging auf, und der Wagen wackelte leicht, als jemand einstieg, wohl auf der Fahrerseite. Gedämpftes Husten. Der Motor sprang relativ problemlos an, der Lieferwagen fuhr los. Nicht schlecht in Schuss, schloss Rashid. Aber was sollte das schon heißen?

Der Lieferwagen fuhr eine Steigung hinauf und kurvte langsam durch die Sozialsiedlung. Rashid konnte sich genau vorstellen, wo sie sein mussten, auf welche Kreuzung sie gerade zufuhren. Dann erreichten sie die Hauptstraße. Der Lichtspalt an der Tür verriet nichts darüber, wo sie sich befanden. Links, wieder links, rechts und noch mal links, da hatte Rashid schon keine Ahnung mehr, wohin die Reise ging. Obendrein war er – wie die drei anderen – damit beschäftigt, sich festzuhalten, um nicht wie eine leere Blechdose durch den Laderaum zu kullern. Sie kicherten über ihre Bemühungen – alle außer Adnan, der ganz der ernsthafte Anführer blieb und versuchte, sich mit seinen langen Beinen zwischen die beiden Außenwände zu klemmen. Vergeblich, wie sich zeigte: Der Lieferwagen bremste ab und fuhr ruckartig wieder an – eine Ampel vermutlich –, und Adnan purzelte mit den anderen durcheinander.

Einmal beschleunigten sie über eine längere Strecke, weshalb Rashid annahm, dass sie auf der Ringstraße waren, die längst von der mehrspurigen Umgehung ersetzt worden war, dann schwenkten sie links in eine Ausfahrt. Aber Ausfahrten gab es im Norden, Westen, Süden und Osten.

Vermutlich hatten sie die Stadt nicht verlassen. Die folgenden Links- und Rechtskurven, während deren er sich erbittert an Bilals Revers festklammerte, könnten zwar die Landstraßen sein, die zum Nationalpark und zur Heide führten, die er als Kind oft mit seinen Eltern besucht hatte, aber wahrscheinlich handelte es sich um städtische Seitenstraßen. Der Lieferwagen hielt, und der Fahrer stieg aus.

Er ließ die Tür offen und den Motor laufen. Ein metallenes Rolltor wurde aufgezo- gen. Dann stieg der Fahrer wieder ein und schaltete in den Rückwärtsgang. Sie stießen zurück, und der Motor verstummte. Der Fahrer stieg wieder aus.

«Wartet», flüsterte Adnan. «Wir sollen warten.»

Rashid hörte, wie das Tor wieder geschlossen wurde. Also waren sie in einem Gebäude. Eine Garage vielleicht?

Lautes Klopfen an der Außenwand ließ sie aufschrecken. Sie rafften sich auf, und Abdullah griff nach dem Türhebel. Sie stiegen aus, gewöhnten sich wieder ans Stehen und das Licht. Bilal strich sich den Schmutz von der Kleidung, Rashid tat es ihm gleich. Irgendeine große Halle, ein stillgelegtes Lagerhaus oder eine alte Fabrik. Solche Gebäude fand man dieser Tage überall in der Stadt. Rashid sah sich nach Schildern oder Logos um, nach irgendeinem Detail, durch das sich später ermitteln ließe, wo sie waren, doch im Dunkeln war nicht das Geringste zu erkennen.

Auch Hinweise auf den früheren Zweck der Halle gab es keine. Die kaputten Paletten konnten für alles Mögliche gedient haben. Ein alter, verschmierter Lastenkran hing darüber. In der Luft lag ein blaugrau-ölicher Geruch, vermischt mit dem Aroma staubigen Verfalls, doch nichts Spezifisches, zumindest nichts, was Rashid bemerkte. Groß war die Halle, mehr konnte er nicht sagen. Mehrere Sattelschlepper mochten früher nebeneinander an der Verlade- rampe geparkt haben, während der Lastenkran hin und her fuhr und Gabelstapler Güter ein- und ausluden, schätzte er. Einen Augenblick lang malte er sich emsigen Betrieb aus, Männer in adretten Uniformen, die Punkte auf Klemmbrettern abhakten; müde Fahrer, die sich, auf den Trittbrettern ihrer Laster sitzend, Kaffee aus Thermoskannen eingossen. Das war die wirtschaftliche Blüte gewesen, die diese Stadt einst belebt hatte, ehe sie verwelkte und nur noch Unkraut hinterließ, das aus den Rissen im Beton spross.

Da war noch jemand, wie sie jetzt merkten, reglos saß er in einiger Entfernung. Er lächelte, das konnte Rashid gerade so erkennen. Gemeinsam gingen sie auf ihn zu, da hob er die Hand. Sie blieben augenblicklich stehen.

«*As salaam alaikum*», sagte er.

«*Was alaikum as salaam*», brummten sie zurück.

«Bleibt da stehen, Brüder», fuhr er freundlich fort. «Ich muss mit euch sprechen.»

Aus einer kleinen Industrielampe fiel Licht auf den Boden, ungefähr auf halber Strecke zwischen ihnen. Vermutlich batteriebetrieben. Rashid konnte den Mann nicht ausreichend erkennen, um ihn genauer zu beschreiben. Beleibt wirkte er, aber das lag vielleicht nur an der Kutte. Er hatte einen dunklen Bart und trug ein kariertes Tuch um den Kopf. Zum ersten Mal fragte Rashid sich, ob Jake und seine Leute ihnen wohl gefolgt waren und ob sie diesen Mann dort kannten.

«Man hat euch einen heiligen Auftrag anvertraut», sagte der Mann. Hiesiger Akzent. Sonst war im Tonfall nichts zu hören. Kein Schottisch oder Walisisch, kein Newcastle, kein Londoner Näseln, keine fremdländischen Vokale. «Vergessen wir das nicht. Da unten, in der Hitze des Gefechts, lag es auf der Hand. Aber das hier ist genauso wichtig. Das ist euer Schicksal als Krieger. Ihr müsst zum Kampf bereit sein. Ihr müsst euch darauf vorbereiten, zu tun, was zu tun ist. Noch einmal müsst ihr tief in eure Herzen blicken. Ihr müsst diese Herzen versteinern, denn ihr müsst Dinge tun, die euch barbarisch vorkommen werden. Man wird euch auffordern, eure Mitbürger zu töten, und das wird nicht so sein wie auf dem Schlachtfeld. Ihr werdet mutiger sein müssen, als ihr euch jemals vorstellen konntet.»

«Wir sind bereit», sagte Adnan, und die anderen nickten. Bilal scharrte mit den Turnschuhen über den Boden und senkte den Blick.

«Ich weiß», sagte der Mann. «Natürlich. Wie auch nicht? Ihr seid ernsthafte Männer, Gelehrte. Zwei Dinge habe ich euch mitzuteilen. Erstens: Der Zeitpunkt naht, und ihr solltet euch auf den Dschihad vorbereiten. Zweitens: Eure Freunde und Brüder sehen aus der Ferne zu und schicken ihre Liebe. Jetzt hört die Anweisungen, die ich euch bringe.»

«Ja», brummten sie – eine Pause hatte die Antwort nötig erscheinen lassen.

«Ihr seid alle gleich. Keiner steht über den anderen.» Er blickte zu Adnan. «Adnan hat die Anweisungen für dieses Treffen erhalten. Beim nächsten Mal ist es vielleicht ein anderer von euch. Vielleicht auch wieder Adnan. Adnan ...»

«Ja?»

«Das richtet sich nicht gegen dich. Du hast deine Sache gut gemacht.»

«Schon in Ordnung», erwiderte Adnan, doch Rashid fand, er sah enttäuscht aus, was der Mann offenbar ebenfalls bemerkt hatte.

«Gut», sagte der, lächelte wieder, ging vielleicht bewusst über Adnans Enttäuschung hinweg. «Das müsst ihr lernen. Ihr seid Brüder, verwandt nicht durch Blut, sondern in einem höheren Sinn. Ihr werdet gemeinsam euer Schicksal finden. Wichtig ist jetzt, dass ihr euch gemeinsam vorbereitet. Betet zusammen, lest zusammen den Koran, hört die relevanten Prediger. Bringt euch körperlich in Form. Schlaft gut. Haltet euch bereit, schnell loszuschlagen, innerhalb von ein oder zwei Tagen. Bald werdet ihr die nötige Ausrüstung beschaffen müssen.»

«Was brauchen wir denn?», fragte Rashid.

«Nichts Besonderes, leicht zu bekommen», sagte der Mann. «Den Rest besorge ich. In ein paar Tagen melde ich mich wieder. Und, ganz wichtig: Seid auf der Hut vor dem Feind! Die kennen euch bereits. Beobachten euch vielleicht. Hütet euch vor ihnen und seid vor allem vorsichtig, wenn

ihr euch trifft. Aber lasst es euch nie anmerken. Geht ganz normal zur Arbeit. Seid fröhlich, unfreundlich, so, wie man euch eben kennt. Wenn nötig, lästert Gott. Lacht mit diesen Leuten, seid gesellig. Bemitleidet sie, wenn ihr nicht anders könnt, aber habt kein Erbarmen. Ihr steht vor dem nächsten, dem allerletzten Schritt. Aber bis ich euch das Zeichen gebe, lebt weiter wie immer. Sprecht nicht miteinander. Haltet euch strikt an die Sicherheitsmaßnahmen. Man hat euch beigebracht, wie ihr euch zu verhalten habt. Ihr spielt eine Rolle. Lasst sie glauben, dass ihr zu ihrer Welt gehört. Ihr dürft lügen, sein wie sie, weil es der Sache dient. Bald wird man euch zu eurem heiligen Auftrag rufen. Dann seid ihr den ganzen Druck los. Verstanden?»

Sie nickten. Rashid sah, wie Bilal und Adnan sich einen Blick zuwarfen. Sie kannten sich von früher, von irgendwo hier in der Stadt.

«Noch Fragen?»

«Wer sind Sie?», fragte Abdullah.

Der Mann lächelte seelenruhig weiter. «Ich bin niemand. Mehr müsst ihr nicht wissen. Mein Name tut nichts zur Sache. Ich bin unwichtig, bin nur ein Werkzeug. Ich bringe euer Schicksal, aber entscheide es nicht. Das wäre anmaßend. Ich bringe nur die Nachricht aus der Ferne. Glaubst du mir?»

«Ja. Natürlich», sagte Abdullah, und Rashid sah, wie er rot wurde. «Tut mir leid.»

«Du musst dich nicht entschuldigen. Das ist verständlich. Ich könnte euch einen Namen nennen, doch der wäre ausgedacht. Ich bin unwichtig. Definitiv nicht so wichtig, wie ihr Glücklichen es seid. Jetzt ab, zurück in den Wagen.»

3

Der Rückweg verlief in derselben holprigen Stille wie der Hinweg, doch diesmal wussten sie sich besser so in die Ecken zu klemmen, dass sie nicht hin und her geworfen wurden. Von neuem lernten sie, was ihnen dort unten zur zweiten Natur geworden war, als man sie in heißen Metallcontainern zum nächsten Schlachtfeld oder zu der nächsten blutgetränkten Straße brachte. Damals hatten sich allerdings um die zwanzig Brüder in den stinkenden, staubigen Laderaum gequetscht. Licht und sengende Hitze drangen durch die rostigen Karosserien der Lieferwagen, jeder klammerte sich an seine Waffe wie an sein Seelenheil, so eng beieinander, dass man ohnehin nicht umfallen konnte, so konzentriert, dass man an Nebensächlichkeiten wie persönlichen Komfort nicht einmal dachte. Daraus bestand das Leben hier, aus Nebensächlichkeiten: Man zerbrach sich den Kopf darüber, welche Sorte Cornflakes man zum Frühstück essen, was man anziehen, welche Musik man über seine Kopfhörer laufen lassen sollte. Adnan sehnte sich nach Einfachheit.

Im Dunkeln beäugte er die andern, konnte ihren Mienen allerdings nichts ablesen. Bilal, der Junge von nebenan. Adnan hatte ihn früher immer für einen nöligen Jammerlappen gehalten. Sportlich war er nicht gewesen, im Gegensatz zu Adnan, auch wenn er sich gerne mal ein Spiel angeschaut hatte. Ein-, zweimal waren sie mit anderen im Stadion gewesen. Als Adnan nach London ging, um Wirtschaft zu studieren, studierte Bilal Soziologie an einer Provinzuni, von der Adnan nie gehört hatte. Er sagte immer, sie hätten sich aus den Augen verloren, doch in Wahrheit hatten sie nie viel miteinander zu tun gehabt, nur zu einer losen, größeren Gruppe gehört, wo engere Freundschaften sich zufällig anschlossen oder bildeten. Nie hätte Adnan gedacht, dass

ausgerechnet Bilal einer der Auserwählten werden würde; er hätte ihm weder die körperliche noch die geistige Stärke dafür zugetraut. Man konnte eben nie wissen. Andererseits mochte auch der immer schon fromme Bilal sich wundern, dass Adnan den Weg bis zu diesem seltsamen Punkt gegangen war, denn er hatte durchaus ein Faible für Mädchen und Alkohol gehabt.

Rashid, der Pakistani, blickte ihn an. Im Gegensatz zu Adnan, dessen Eltern vor dem ersten Golfkrieg geflohen waren, lebte Rashids Familie angeblich seit Generationen hier. Er war Brite und doch nicht Brite, ernsthaft und fleißig, hatte Wirtschaft studiert, ging tagsüber im Anzug zur Arbeit und saß abends bei ihnen, wenn sie beteten und die Predigten und aufwendig produzierten Filme auf dem großen Bildschirm im Versteck schauten. Adnan mochte Rashid, obwohl er ihn nicht kannte. Er sah ihn als Gleichgesinnten.

Abdullah, den musste man im Auge behalten. Den Weißen. Er war sofort aufgefallen, als er zum ersten Mal in der Moschee aufgetaucht war, etwa drei Jahre musste das jetzt her sein. Rote Haare und ein dichter roter Bart. Er arbeitete in einem Supermarkt, wo Adnan ihn ab und zu gesehen hatte, an seinem kleinen Laptop, vertieft in Besprechungen über Lagerbestände oder Kühltemperaturen. Im Laden hatten sie einander nicht einmal begrüßt, dann waren sie plötzlich gemeinsam dort unten gewesen. Es war üblich, Männer aus derselben Gegend in ein Team zu stecken, vielleicht sogar mit Blick auf das hier, damit sie irgendwann zurückkehrten und den Dschihad tief in den Westen trugen. Er hatte sich gut geschlagen, eine Blutgier an den Tag gelegt, die einem fast auf die Nerven gehen konnte. Man hatte ihn angewiesen, den Bart abzurasierern und die Haare kurz zu tragen. So glich er eher einem Rugbystürmer als einem Konvertiten. Adnan vertraute ihnen allen, aber im Zweifel wäre es Abdullah, dem er nicht mehr trauen würde.

Der Lieferwagen hielt, und jemand klatschte gegen die Trennwand zwischen Führerhaus und Laderaum. Sie stiegen aus, und Abdullah wollte sich umdrehen. «Nein», sagte Bilal, leise, aber bestimmt. «Wir sollen den Fahrer bestimmt nicht sehen.» Der Lieferwagen fuhr davon, und sie warteten vor der Tür, bis das Brummen des Motors im allgemeinen Lärm der Stadt verschwand. Adnan machte auf.

Sie tranken Tee, süß und schwarz wie immer, saßen einander auf Kissen gegenüber. Fast wie eine Verschnaufpause vom Kampf in irgendeinem Kellerbunker hinter Sandsackwällen, wäre die Luft nicht so frostig gewesen, dass man den Heizlüfter voll aufdrehen musste, und lief da nicht diese Rap-Musik.

«Hat dich ganz schön zurechtgestutzt, hm?», sagte Abdullah, und Adnan musste sich vergewissern, dass es nicht bissig gemeint war. Abdullah sah ihn aus blauen Augen offen an. «Tut mir echt leid, Bruder», sagte er.

«Kein Ding», sagte Adnan. «Er hat ja recht.» In Wahrheit war er stinksauer gewesen. Irgendwer musste doch das Heft in der Hand haben. Sagen, wo es langging.

«Nicht mehr lange», sagte Bilal.

«Wie fandet ihr das denn?»

«Was meinst du?»

«Na ihn. Die Kutte, das Kopftuch, den Bart, die ganze ‹Abstand halten›-Nummer.»

«Ja, genau», sagte Rashid. «So voll: ‹Seht mich an, ich bin der Scheich.›»

«Sehr gut», sagte Adnan. «Der Scheich. Super.» Er lehnte sich zurück und lachte. Dann bemerkte er Abdullahs Blick. «Bleib locker. Alles gut.»

«Den hat uns aber nicht die Schmierpresse geschickt, oder?», fragte Rashid. «‹Der Einschleich-Scheich› oder so?»

Sie lachten, dann schwiegen sie.

Bilal fuhr den Computer hoch und arbeitete sich durch die aufwendigen Sicherheitsmaßnahmen. Bald schauten sie den neuesten Propagandafilm, professionell gefilmt, gekonnt geschnitten, in HD, packend, bewegend.

Musik, durchsetzt mit dem Morgenruf des Muezzins, Begräbnisgeheul und fieberhaftem, schrillum Kommentar. Keiner von ihnen sprach mehr als ein paar Brocken Arabisch, weshalb sie die englischen Untertitel mitlasen, die sie an ihre Bestimmung gemahnten. Hypnotisch war das, fand Adnan, hier in diesem Zimmer, bei gedimmtem Licht, diese Mischung aus Zorn und innerem Frieden, aus Abscheu und Genuss, diese Bildwelten des Schreckens und der Schönheit. All dies, so begriff er, musste Hand in Hand gehen, am selben Ort, zum selben Zeitpunkt, in derselben Tat.

Später, zu Hause, konnte Adnan sich entspannen. Er schlich sich hinein, seine Mitbewohner waren offensichtlich schon im Bett. Morgen würde er Anspielungen auf ein ganz spezielles Liebesabenteuer fallenlassen müssen. Ein Griff in das Versteck unter einer Bodendiele seines Zimmers, dann ging er in die Küche, wischte sieben Bierdosen vom Couchtisch und legte die Füße in Socken darauf. Klebrig. Ekelhaft.

Er musste jetzt dringend was rauchen, um runterzukommen. Tief und lang sog er den Rauch ein, genoss die beißende, dichte Schwere, dann griff er zur Fernbedienung und zappte träge durch die Sender. Muss einfach mal bisschen chillen, Mann, brummte er aufs Sofa gelümmelt vor sich hin. Ein Blick auf die Uhr. Viertel nach eins. Alter. Was für ein Haufen Scheiße. Alles, sogar dieser ganze Mist. Der nölige Bilal. Der verfuckte Paki Rashid. Der fette weiße Möchtegern Abdullah. Alles Scheiße. Immerhin würde alles bald mit großem Knall zu Ende gehen.

Langsam wirkte das Zeug. Alles nur noch halb so wild. Vielleicht würde er einfach auf dem Sofa liegen bleiben.

Mr Masoud und seine Frau saßen im Wohnzimmer. Sie waren schon im Bett gewesen, hatten aber nicht schlafen können. Er war als Erster aufgestanden, schlich auf leisen Sohlen durch die Dunkelheit, im Glauben, seine Frau habe eine der Pillen genommen, die der Doktor ihr verordnet hatte. Als er gerade mit dem Familienalbum auf den Sessel sank, hörte er sie herabkommen. Mit seinen Hausschuhen und seinem Morgenmantel in der Hand. Wozu, dachte er. Erfriere ich eben, was spielt das denn noch für eine Rolle?

«Ich dreh die Heizung an», sagte sie, «und setze Tee auf.»

Sie war die Starke. Wusste, wie man weitermachte. Er wusste nicht mal recht, wo alles aufgehört hatte, geschweige denn, wo man es wieder aufnehmen könnte. Weit verbreitet war das, das mit der Trauer, so viel wusste er. Die ganze Nation trauerte, so stand es in der Zeitung, aber das machte es nicht größer. Nein, es nahm ihm etwas weg. Meine Tränen für Aisha und Samir gehören mir und meiner Familie, dachte er, diese Leute sind zwar aufrichtig bekümmert und meinen es nur gut, aber der Verlust, der Schmerz sind meine, nicht ihre. Sie kannten meine Liebsten nicht. Diese Pein steht ihnen gar nicht zu.

Er sah ein, dass er ungnädig war, dabei kannte man ihn eigentlich als gütig. Das hielt ihn jedoch nicht davon ab, sich zu wünschen, er könne seine Trauer für sich bewahren.

Eines konnte er aber weder vor sich selbst noch seiner Frau noch länger verbergen: seine Wut. Äußerlich war Mr Masoud noch immer derselbe unprätentiöse, bescheidene Mensch, der still seiner Arbeit nachging und freitags andächtig in der Moschee betete, der von der Welt nicht mehr verlangte als die Freiheit, sein kleines Geschäft zu betreiben, seine Religion auszuüben und sich im Kreis seiner Fa-

milie wohlzufühlen. Jetzt aber erkannte er, dass diese Wut schon eine ganze Weile da gewesen war. Vielleicht sogar schon immer. Wut auf dieses Land seiner Geburt angesichts der Nachteile, die es seiner Familie so eindeutig beschert hatte. Wut auf diese Stadt, auf ihr Elend und ihre rüpelhaften Bewohner, die er als wertere Kunden zu behandeln hatte. Wut darauf, sich hier nicht verwurzelt zu fühlen, obwohl er nie woanders gelebt hatte. Wut auf seine eigene unpräzise Bescheidenheit. Wut darauf, nirgends mehr hinzugehören.

Das Attentat, das ihm Sohn und Enkelin geraubt hatte, hatte alles verändert. Unstillbare Wut verzehrte ihn.

Die Medien. Diese Geier, diese Echsen. Auch die, die er eigentlich respektierte, hatten nicht lange gebraucht, ihn ausfindig zu machen und mit Interviewanfragen zu bombardieren. «Das ist Ihre Chance, Ihre Seite der Geschichte zu erzählen, Mr Masoud», hatte in einer Nachricht gestanden, einfach auf einem Zettel durch den Briefschlitz geschoben. Meine Seite, hatte er gedacht: Gibt es denn noch eine andere als die der Terroristen? Und dieser Fetzen Papier: Sie hatten sich nicht mal die Mühe gemacht, auf ein ordentliches Blatt zu schreiben. Diese Herablassung, als wäre seine Familie nur für die Medien da. Aber genau so sahen die das wohl.

Er kannte sie gut. Vor dem Ganzen hatte er nach dem ersten Morgenansturm immer auf seinem Hocker hinter der Kasse gesessen und die Zeitungen durchgearbeitet, die Brille weit vorn auf der Nasenspitze, um über sie hinweg ein Auge auf hereinkommende Kunden und den gelegentlichen Ladendieb zu haben. Er ging methodisch vor: erst den Boulevardmist, damit er sich in der Frühstückspause um elf den großen Tageszeitungen widmen konnte. Er hatte sich nie zwischen dem *Guardian* und dem *Telegraph* entscheiden können. Jetzt lag die Sache klarer: Die Pest auf alle eure Häuser, dachte er. Ich sehe doch, wie das läuft. Auf der

Jagd nach Storys stirbt die Wahrheit. Ihr liegt komplett daneben.

Er kochte innerlich. «Beruhige dich», drängte seine Frau, als sie den Tee auf den Untersetzer auf dem Beistelltisch neben seinem Sessel stellte. Dann setzte sie sich selbst. «Nichts wird das besser machen. Nur die Zeit. Und durch die wird es auch nicht besser werden, sondern nur weiter weg sein.»

Als sie vor fünf Jahren dieses Einfamilienhaus im wohlhabenden Westen der Stadt gekauft hatten, an der grünen Wiese, hatten sie geglaubt, sie seien angekommen. Das Haus war groß, zu groß für sie beide, aber perfekt für Familienzusammenkünfte oder Besuche der Enkel. Jahrelang hatten sie direkt über dem Laden gewohnt und sich dort wohlfühlt, doch Mr Masoud hatte eifrig gespart und klug investiert. Sein Neffe hatte mit seiner jungen Frau die Wohnung und den Laden übernommen. Jetzt wäre es Mr Masoud auch egal, wenn er in der Heimatsstadt seines Großvaters als Bettler in der Gosse leben würde, statt ein Haus mit zwei Schlafzimmern und Bädern sowie einer Privateinfahrt zu besitzen.

«Diese Leute», sagte er.

«Welche Leute?»

«Diese Sicherheitsleute. Die widern mich an.»

Sie hatten das Untersuchungsverfahren von Beginn an mitverfolgt und sich mit ein paar der anderen Familien angefreundet. Einige waren zu den Masouds auf Abstand geblieben, aus offensichtlichen Gründen: ihr muslimischer Glaube und ihre Hautfarbe.

Zum Einstieg hatte die Untersuchungsanwältin – langsam und ohne jede Emotion – die Namen der Opfer verlesen: erst die Toten, dann die Verletzten. Merkwürdig war das gewesen, Aisha und Samirs Namen so zu hören, wie bei der Anwesenheitskontrolle in der Schule. Der Vorsitzende sprach ein paar trauervolle Worte über die Schwe-

re seiner Aufgabe und stellte die vier anderen Mitglieder des Ausschusses vor. Mr Masoud schrieb mit, in dem eigens mitgebrachten Notizbuch. Dann war Zeit für die erste Sitzungspause. Offenbar war der Plan, erst die Emotionen und den Kummer abzuhaken, um das Geschehene dann haarklein zu sezieren und mit der unvermeidlichen Schuldzuteilung zu schließen. Das Notizbuch führte er seither sorgfältig und sah es regelmäßig durch. Wahrheiten fand er nie darin, nicht einmal hilfreiche Lügen.

Aufmerksam hatten sie den Eingangsstatements der Anwälte gelauscht und halbwegs verstanden, wie die Sache ablief. Jeder betroffenen Gruppe, einschließlich der Opfer und ihrer Angehörigen, stand eine Vertretung zu, denn es handelte sich um ein echtes Verfahren. Außerdem gab es eine Untersuchungsanwältin, die mit ihrem Team die Vernehmung leitete.

Auch den Zeugen hatten sie gut zugehört. Der erste Kriminaltechniker sprach über die Zusammensetzung des Sprengsatzes, die ungeklärte Frage der Zündung, die Sprengwirkung und die in der Bombe eingesetzten Splitter. Eine Medizinerin erläuterte die große Bandbreite der Verletzungen, die Ursachen und die wahrscheinliche Zeit bis zum Eintritt des Todes sowie die Genesungsaussichten der Überlebenden. Alle Experten ließen Fotos auf einem großen Bildschirm zeigen. Den Angehörigen wurden Sitzplätze ohne Sicht auf den Bildschirm angeboten, doch Mr und Mrs Masoud wollten es sehen, allem Grauen zum Trotz. Sie reckten die Köpfe und kniffen die Augen zusammen, in der Hoffnung, irgendwo auf diesen grellen Farbfotos den Sinn von alledem zu finden. Mit Aisha und Samir schien das alles rein gar nichts mehr zu tun zu haben.

Als Nächstes kam die Polizei, ein Inspektor, der aus verschiedenen Blickwinkeln aufgenommene Videobilder aus der Bahnhofshalle kommentierte, sowohl von den fest installierten Kameras am Bahnhof als auch von den Körper-

kameras der Beschatter. Mr Masoud erfuhr, dass auch vierzehn Polizisten und Geheimdienstbeamte bei der Explosion ihr Leben gelassen hatten. Die Videos liefen synchron auf mehreren Bildschirmen, und der Inspektor drückte hier und da auf Pause, um auf wichtige Punkte hinzuweisen. Professionell gemacht, doch Aisha oder Samir konnte Mr Masoud nirgendwo erkennen.

Schließlich trat Abu Omar mit seinen strahlend weißen Turnschuhen ins Bild wie auf eine Bühne, den blauen Rucksack auf dem Rücken. Hörbares Einatmen im Publikum: So jung wirkte er, und zugleich so großspurig. Mr Masoud hatte ihn gekannt, viele Jahre war das her. Damals konnte er höchstens elf oder zwölf gewesen sein. Ein kluger Junge, höflich und respektvoll, der mit seinen Freunden im Laden manchmal Süßigkeiten gekauft hatte. Sein Vater arbeitete in der Werkstatt, in die Mr Masoud immer sein Auto brachte, und in der Moschee nickten die beiden Männer einander zu. Noch ganz der Junge von damals, Khalid war sein Name, immer noch schlaksig, so schlenkerte er mit gesenktem Kopf seinem Schicksal entgegen, und dem von Aisha und Samir.

Kurz vor der Explosion stoppte der Inspektor das Video. «Ich schlage vor, wir brechen hier ab», sagte er.

Nein, ich will das sehen, dachte Mr Masoud.

Der nächste Zeuge, der Einsatzleiter der Polizei, erläuterte zu Beginn seiner Aussage den exakt protokollierten Entscheidungsprozess. Er erklärte, die Behörden hätten von einem geplanten Attentat in der Stadt erfahren, und die Geheimdienste hätten Informationen über den mutmaßlichen Täter Abu Omar geliefert. Die Untersuchungsanwältin wollte wissen, wieso man nicht sofort etwas unternommen habe. Der Beamte erklärte, eine Strafverfolgung sei zu jenem Zeitpunkt nicht möglich gewesen, man habe die Informationen erst «unterfüttern» müssen. Zwar gab es einen

Hinweis auf die Absicht, aber nichts, was man als Beweis hätte vorlegen können.

«Und woher kamen diese Informationen?»

«Von Abu Omar selbst», sagte der Beamte hustend.

«War Ihnen das zu diesem Zeitpunkt bewusst?»

«Ja, einige wenige von uns wussten Bescheid. Ich musste es wissen, da ich die Ermittlung leitete.»

«Und weshalb wurde dieses Komplott nicht gleich im Keim erstickt?»

«Ich verstehe, dass Sie das fragen», sagte der Beamte. «Wirklich. Aber es hieß, an dem Komplott seien noch weitere Personen beteiligt, die wir noch nicht identifiziert hatten. Das mussten wir erst tun, um zukünftige Anschläge zu verhindern. Soweit wir wussten, sollte Abu Omar den Sprengsatz lediglich transportieren.»

«Als Kurier, sozusagen. Oder als nützlicher Idiot.»

«Wenn Sie so wollen. Wir wussten das jedenfalls nicht nur von Abu Omar. Die technische Abteilung hatte es bestätigt. Mit Mikrofonen und all so was.»

«Dann hatten Sie die anderen also gefunden.»

«Ja. In Zusammenarbeit mit anderen Behörden konnten wir sie identifizieren.»

«Und wieso war dann nicht Schluss?»

«Wir dachten darüber nach. Wir hatten ausreichend Beweise, um ein relativ aussichtsreiches Strafverfahren anzustrengen. Mit geringerem Strafmaß, vermutlich, als bei einer Festnahme dieser Männer in Besitz eines Sprengsatzes. Außerdem glaubten wir, dass mindestens eine weitere Person beteiligt war, möglicherweise maßgeblich.»

Die Anwältin bat den Beamten, den Tag der Explosion zu beschreiben. Laut Informationen war ein Probelauf geplant gewesen. Die Terroristen wollten einen blauen Rucksack vorbereiten – so wie den, den sie für den Ernstfall vorsahen –, den Abu Omar um 17:15 Uhr durch den Bahnhof

tragen sollte, um die Reaktion der Sicherheitskräfte zu prüfen. Ein Testlauf ohne großes Risiko.

«Und Sie nahmen diese Informationen für bare Münze?»

«Zu diesem Zeitpunkt bestand kein Grund, sie anzuzweifeln», antwortete der Beamte.

«Soso. Sie vertrauten also darauf, was Ihre lichtscheuen Kollegen Ihnen erzählt hatten?»

«Das haben Sie gesagt. Ich würde es nicht so ausdrücken. So oder so standen uniformierte Beamte bereit, um falls nötig einzugreifen.»

«Tragischerweise hielt das aber niemand für nötig.»

«Das stimmt. Einer meiner Leute hatte die Tasche überprüft, kurz bevor Abu Omar zum Bahnhof ging. Zeuge T begleitete meinen Beamten zu dem Treffen, bei dem eine gründliche optische und technische Durchsuchung durchgeführt wurde. Steht alles im Protokoll.»

«Haben wir gelesen. Aber dann lief alles schief. Konnten Sie denn wenigstens die anderen Verdächtigen festnehmen?»

«Die kamen ebenfalls bei der Explosion ums Leben. Sie sollten Abu Omar im Bahnhof schützen.»

«Und dieser fünfte Mann, wenn wir ihn mal so nennen wollen? Was ist mit dem?»

«Keine Spur.»

«Also hat Abu Omar den Sprengsatz direkt vor Ihren Augen gezündet?»

«Da sind wir uns nicht ganz sicher. Möglicherweise wurde er aus der Ferne ausgelöst. Oder per Zeitzünder. Dass die anderen Terroristen ebenfalls umkamen, scheint das nahezu legen. Oder es gab eine technische Störung.»

«Er trug aber ja einen Zünder bei sich.»

«Er hatte etwas in der Hand, das wie eine Schaltung aussah, stimmt. Das muss aber nicht der Zünder gewesen sein. Es wurden auch Teile eines Smartphones gefunden. Möglicherweise diente das als Zeit- oder Fernzündung.»

«Das Ganze sollte jedenfalls eine Probe sein, ohne Sprengstoff.»

«So hieß es, ja.»

Der Anwalt der Opfer war sogar noch aggressiver. Mr Masoud war der Mann schon unsympathisch gewesen, als er und die anderen Angehörigen ihn kennengelernt hatten. Er war berühmt, wie Mr Masoud bei einer Internet-Suche nach dem Treffen herausgefunden hatte, ein Staranwalt mit blondiertem Haar, dessen Sonnenbräune seine Falten und sein Alter nur noch unterstrichen. Eitel und unfreundlich war er, und insbesondere mit Mr Masouds Frau auch ungeduldig. Diese Eigenschaften bewies er auch im Umgang mit den Zeugen. Zweifellos gehörte das zu seinem Handwerkszeug und mochte wohl nützlich sein, doch Mr Masoud konnte sich des Gedankens nicht erwehren, ein subtileres Vorgehen wäre vielleicht fruchtbarer. Stell deine Wut nicht so zur Schau, hätte er ihm gern gesagt. Oder war die Wut nur aufgesetzt, gespielt, ganz anders als Mr Masouds stumme, heimliche Version? Sachte-sachte, wie Kipling - oder irgendwer anders - gesagt hatte. Mit sachte-sachte hatte Mr Kerr jedoch wenig am Hut. Mr Masoud hatte Mitleid mit dem Polizisten gehabt.

Mit dem Spion allerdings nicht. Nach der Mittagspause waren sie zurück in den Verhandlungsraum gekommen, wo inzwischen ein raffinierter Sichtschutz aufgebaut worden war, einzig und allein, um dem Publikum den Blick auf den Zeugen zu verwehren. Das Publikum - Mr Masoud, seine Frau, die anderen Angehörigen und die Überlebenden waren nun nicht mehr als persönlich Betroffene zugegen, sondern bloß noch als Publikum.

Der Mann, Zeuge T, war kaum zu hören gewesen, so dass der Vorsitzende ihn bitten musste, lauter zu sprechen. Er hatte so knapp und nüchtern geantwortet, wie er konnte. Schrecklich fühle er sich, sagte er, am Boden, wie gelähmt, aber das war ihm nicht anzuhören. Es klang, als hät-

te er sich die Worte nur zurechtgelegt, um seine Gefühlskälte zu verbergen. Er fühlte sich verantwortlich, aber nicht schuldig. Gewisse Dinge durfte er nicht sagen. Was er sagen durfte, gab er geradezu roboterhaft wieder. Wie konnte man diesem herzlosen Mann eine solche Verantwortung übertragen, die Verantwortung, mit den Leben von Aisha und Samir zu spielen, sein Hasardspiel zu verlieren und die beiden mit?

[...]